

# DEUTSCHBAUER / SPRING 7 WOCHEN IN KLAUSUR

Eine konkrete Intervention in  
der Galerie Thaddaeus Ropac  
Salzburg, 29.11.01 - 19.1.02



Dokumentationsbroschüre 2  
Paul und Ludwig auf Reisen  
in Australien

## Mimesismaschine. Oder: Wiederholung als Sein des Werdens

Gerald Raunig

*Die Wiederholung ist ein wesentlich kraftvolleres und weniger ermüdendes stilistisches Verfahren als die Antithese, und sie ist zugleich besser geeignet, ein Thema zu erneuern.*

*Gabriel Tarde, L'opposition universelle, Paris 1897*

WochenKlausur repräsentiert das hegemoniale Modell interventionistischer Projektkunst in Österreich<sup>1</sup>. Die auf Mikropolitiken und auf die Veränderung von Organisationsformen und Produktionsapparaten<sup>2</sup> ausgerichteten ›konkreten Interventionen‹ von WochenKlausur<sup>3</sup> spalten dementsprechend auch die avancierteren KritikerInnen. Einerseits gilt die Gruppe weithin als kunstpolitisches Vorzeigemodell, auch mit dem dezidierten Metaprojekt der effizienten Erweiterung des Kunstbegriffs<sup>4</sup>. andererseits wird ihr die unkritische Übernahme neoliberalen Vokabulariums und reformerischer Ideologie vorgeworfen<sup>5</sup>.

Diese ambivalente Bewertung entsteht unter anderem auch aus einem unauflösbaren Widerspruch in Konzept und Praxis von WochenKlausur selbst. Mit Kriterien wie Effizienz, Flexibilität, Multidisziplinarität, Projektarbeit greift die Gruppe regelhaft Begrifflichkeiten aus der neoliberalen Systematik auf; Selbstdarstellungen (z.B. in abschliessenden Projektpräsentationen) vermitteln den slicken Charme von Werbeveranstaltungen; die notwendige Zügigkeit der konzeptuell auf eine geringe Anzahl von Wochen eingerichteten Projekte geht einher mit einem weitgehenden Verzicht auf Reflexion und Selbstkritik: alles in allem eine (Über-)Affirmation der Ideologie von Effizienz und Flexibilität, die den immanenten Erfolgsdruck und die damit einhergehende Widersprüchlichkeit sozialer Projekte im allgemeinen wie sozialer Projektkunst im speziellen verdeutlicht.

Während jedoch die soziale Verquickung von Humanität und Flexibilität politische Effekte in der Verbesserung Einzelner verpuffen lässt, werden Effizienz und Co. in den gelungenen Interventionen von WochenKlausur für die Herstellung und nachhaltige Veränderung von Organisationsformen instrumentalisiert. Es ist in diesem Fall daher nicht weiter von Bedeutung, was gesagt wird oder wie es präsentiert wird, solange nur Strukturen verändert und Modelle für eine Verbesserung von Produktionsapparaten geschaffen wurden.<sup>6</sup> Somit ist auch das Fehlen von Selbstkritik und korrekter Sprache gerade nicht als Fehler im System zu sehen, der durch Selbstreflexion zu beheben wäre, sondern geradezu als systematische Voraussetzung einer gedeihlichen Praxis der konkreten Intervention.

Und während der implizite Widerspruch so unauflösbar schon fast ein Jahrzehnt vor sich hin dichotomiert, kommt unverhofft Hilfe von außen: Weit davon entfernt, die emanzipatorischen Ansätze der Interventionskunst delegitimieren zu wollen, erschaffen Julius Deutschbauer und Gerhard Spring ein Modell der Dienstleistung, das sich zwar als radikal geschlossenes System inszeniert, zugleich aber das Komplement zum ›Original‹ darstellt.<sup>7</sup> Nachdem die beiden Postkabarettisten sich am Freundeskreis Morak in Staatsaktionen trainiert<sup>8</sup> und die unbedarft-arglose Kunstpraxis Rainer Ganahls<sup>9</sup> dekonstruiert haben<sup>10</sup>, geht es nun nicht mehr darum, in der Nachahmung Kritik zu üben, sondern ein ausgelagertes Service für nachholende Reflexion zu bieten.



So wie Wochen-Klausur ihre Dienste anbieten zur mikropolitischen Veränderung von Formen, so geschieht es nun – wenn auch mit reichlich unterschiedlicher Methode – in der Reproduktion und Zuspitzung der WochenKlausur-Form durch Deutschbauer und Spring. In dieser Wiederholung steckt also weniger Fundamentalkritik oder gar Enteignung des Wiederholten, es steckt auch nicht nur eine mimetische Praxis zwischen Parodie und Pastiche im Sinne der liebevollen Einfühlung, sondern die Aneignung einer ganz konkreten Funktion im Kunstfeld.

Die einen hackeln, die anderen denken. WochenKlausur sind für das Gute zuständig, Deutschbauer/Spring für das Wahre, das alles verdeckt unter dem Mantel des Schönen.

---

Gerald Raunig, *Mimesismaschine*, Fortsetzung auf S. 11

## Paul und Ludwig auf Reisen in Australien

*In den Räumen der Galerie Ropac, einer renommierten Galerie im Zentrum Salzburgs, arbeiten wir zum Thema ›Reisen‹. Die zur Verfügung gestellte Infrastruktur wurde dazu benutzt, die notwendigen Recherchen zum selbstgewählten Thema anzustellen, Kontakte zu allen involvierten Stellen zu knüpfen und in der Folge konkret formulierte Vorschläge in die Praxis umzusetzen. Als gravierendes Manko wurde nach intensiven Recherchen und Gesprächen erkannt, daß im Stadtraum Salzburg ein für jedermann verfügbarer Raum für öffentliche Film- und Diavorträge über Abenteuer und Urlaubsreisen fehlt. Im folgenden finden sie die Nachbearbeitung einer von 14 Veranstaltungen in der Galerie Ropac.*

*Julius Deutschbauer / Gerhard Spring, Wien 2001*

PAUL: Auweh, auweh! Aus Australien ruf ich nicht mehr an.

LUDWIG: He, schnell eine Kopfweh-tablette für meinen Freund.

PAUL: Letzter Anruf.

LUDWIG: Das sagst du immer. Ich glaub dir nichts mehr.

PAUL: Die Eingeborenen werden schwarz in der Sonne.

LUDWIG: Die Rosen werden schwarz in der Sonne.

PAUL: Au, Au.

LUDWIG: Wenn du noch einmal Au sagst, schieß ich.

PAUL: Au, Au, Au, Australien.

LUDWIG: Ich bin nicht frei genug für Australien.

PAUL: Rosen für Australien, Rosen auf das Antlitz toter Länder.

LUDWIG: Du bist tapfer, du kommst hin, wenn es sein muß: Schwimmend im Alkohol.

PAUL: Tiere küssen sich dort nach dem Spiel mit den Zähnen.

LUDWIG: Noch eine Kopfwehtablette?

PAUL: Es gibt nichts Schöneres, als wenn du mich am Kopf kratzt.

LUDWIG: Mit der Pistole?

PAUL: Du bist ein Mensch. Du magst Tiere.

LUDWIG: Armes Schwein.

PAUL: Im Urlaub lernt man verblöden wie jeder andere Urlauber.

LUDWIG: Jetzt bist du endlich einer von deinen Eingeborenen, der schwarze Buschmann.

PAUL: Da ist was im Busch.

LUDWIG: Nein, wie du immer aktuell sein kannst.

PAUL: Du lieferst mir die Stichworte immer so geschickt. Mach noch eine Flasche auf, dann leg ich mich ins Bett und du erzählst mir noch ein bißchen was von der Wüste, damit mir schön warm wird.

LUDWIG: Du und Australien! Ihr paßt zusammen!

PAUL: Wir ändern uns jeden Tag. Nicht immer sind unsere Himmel von geflügelten Känguruhs bewohnt. Manchmal heben die Gezeiten uns bis an den Mond. An unserem Äußeren

#### UNTERHALB DES ÄQUATORS

Zwischen dem 9. und dem 42. Breitengrad erstreckt sich weithin der Inselkontinent Australien. Die Entfernung beträgt von Osten nach Westen 4 000 km und von Norden nach Süden 3 200 km, wahrhaft gigantische Ausmaße! Das Gebiet übertrifft an Größe den gesamten europäischen Kontinent. In diesem riesigen Land gibt es jedes Klima, das man sich nur vorstellen kann: von den üppigen Tropen im hohen Norden mit einem jährlichen Niederschlag bis zu 1 000 mm bis zu den ausgedörrten Wüsten im Innern des Landes, wo der Regen manchmal zehn Jahre lang ausbleibt. Im südlichen Hochland gibt es größere Schneegebiete als in der Schweiz.

Obwohl Großbritannien das Land im 18. Jahrhundert beanspruchte, blieb es wegen der schlechten Reise und Nachrichtenverbindungen für den Tourismus praktisch 150 Jahre lang unbekannt. Durch die rasche Entwicklung der viele Millionen Dollar Umsatz erzielenden Touristik war es jedoch in den letzten Jahrzehnten immer mehr Menschen aus anderen Ländern möglich, sich selbst davon zu überzeugen, daß weder das einzigartige Beuteltier, das Känguruh, auf den Hauptstraßen Sydneys und Melbournes entlanghüpft noch der anschmiegsame Koalabär in den von Eukalyptusbäumen gesäumten Straßen zu finden ist, wie Touristen dies aufgrund von Reiseprospekten erwarten mögen. Obschon im ganzen Land von den 15 Millionen Einwohnern Englisch gesprochen wird, kann man den australischen Akzent als unvergleichlich bezeichnen. Einigen erscheint er wie der Londoner Cockneydialekt mit der besonderen Eigenart, die letzte Silbe der meisten Wörter zu verschlucken. Ein anderes Merkmal ist die breite Aussprache des Vokals »a«, der für die meisten fremden Ohren mehr einem »ei« gleichet. Eine Sprechgewohnheit, die es dem neuen Siedler noch erschwert, die neue Sprache zu erlernen, ist das Zusammenziehen ganzer Wortgruppen, nicht nur einzelner Wörter.

Die ersten Siedler waren vorwiegend britischer Herkunft. Viele waren Sträflinge, die wegen geringfügiger Vergehen in die Kolonie abgeschoben worden waren. Die Abgeschlossenheit und die unermeßliche Weite des Landes haben zu einer charakteristisch unabhängigen Einstellung geführt. Die Australier lieben den Sport, den Sonnenschein und das Leben im Freien.

#### MEDIKAMENTENSUCHT

In der Melbournen Zeitung *Herald Sun* wurde berichtet, daß im Staat Victoria (Australien) »jedes Jahr 3 Milliarden [australische] Dollar für Medikamente ausgegeben werden und immer mehr Australier von verschreibungspflichtigen Schmerzmitteln abhängig werden.«

#### KUNST

Die bildende und die darstellende Kunst ist als Ausdrucksmittel aus dem Leben der Aborigines nicht wegzudenken. Ihre Kunst dient zwei verschiedenen Zwecken: Zum einen ist sie ein Mittel, mündlichen Aussagen Nachdruck zu verleihen, und zum anderen dient sie als Gedächtnisstütze, die ihnen hilft, sich an die Stammesgeschichten und die religiösen Traditionen zu erinnern.

findest du blaue Flecken, im Inneren weiße Flecken, die Gebirge, und weil uns die Menschen erforscht und erschlossen haben, sind wir für sie da.

LUDWIG: Fertig?

PAUL: Noch lange nicht.

LUDWIG: Ich weiß, in Australien bekommst du die schönste Frau zum Unterhosenwaschen. Das Leben ist überall eine Täuschung.

PAUL: Wenn schon getäuscht werden muß, dann lieber hier als woanders!

LUDWIG: Du kannst ja eiskalt vom Urlaub schwärmen, in Australien, wo du doch vom Urlaub noch gar nicht zurück bist.

PAUL: Es fällt draußen in Australien der Regen, der Staub, gemäht sind die Köpfe der Buschmänner und Rosenfrauen.

#### SCHERMETHODE

In Australien erreicht man das durch die Injektion eines Proteins, das im Blut der Tiere natürlich vorkommt. Der erhöhte Proteinwert hält 24 Stunden an und bewirkt, daß sich die Wollfasern später leichter von der Haut lösen. Die Wolle wird in einem Stück abgeworfen und fängt danach wieder an nachzuwachsen. Jedem Tier wird ein Netz übergestreift, um die innerhalb einer Woche abgeworfene Wolle aufzufangen. Dadurch erzielt man eine bessere Qualität der Wolle, und es ist keine ›Nachschur‹ erforderlich. Auf diese Weise werden außerdem Läuse und Hautentzündungen reduziert, und zwar ohne den Einsatz von Chemikalien, was weniger Streß für die Schafe bedeutet. Wie die Londoner Sunday Times meldete, ist die neue ›Schermethode‹ in Australien sehr gefragt, doch in anderen Ländern wie Großbritannien könnte sie weniger hilfreich sein, weil dort das Wetter berücksichtigt werden muß. Ein plötzlicher Temperaturrückgang nach der Proteinspritze könnte bewirken, daß es den Schafen nach dem Verlust ihrer Wolle ziemlich kalt ist.

#### SYDNEY – EINE PULSIERENDE HAFENMETROPOLE

Verglichen mit vielen anderen weltberühmten Städten, steckt Sydney noch in den Kinderschuhen, denn die Geschichte der Stadt reicht nur gut 200 Jahre zurück, und zwar auf das historische Ereignis im Jahr 1770, als der britische Entdecker Kapitän James Cook in der Botany Bay ankerte und an Land ging. (Am Nordufer der Botany Bay liegt heute der internationale Flughafen Sydneys.) Als Cook ein paar Meilen nach Norden segelte, fuhr er an einem tiefen natürlichen Hafen vorbei, den er Port Jackson nannte. Allerdings fuhr er nicht zwischen den beiden felsigen Landspitzen in den Hafen hinein. Im Jahr 1788 kam dann aus England Gouverneur Arthur Phillip mit der Ersten Flotte und ihrer Fracht britischer Sträflinge an. Er ging in der Botany Bay an Land in der Absicht, eine Siedlung zu gründen, kam aber zu dem Schluß, die Gegend sei dafür ungeeignet. Deshalb fuhr er mit drei offenen Booten nordwärts auf der Suche nach einer besseren Stelle.

Und tatsächlich, nur wenige Meilen entfernt entdeckte er die überraschend tiefe und große Bucht, die Cook übersehen hatte. In seiner berühmten Botschaft an den damaligen britischen Innen- und Kolonialminister Lord Sydney schilderte Phillip seine Eindrücke von Port Jackson wie folgt: ›Wir ... hatten das Glück, den besten Hafen der Welt zu finden, in dem tausend Schiffe in Kiellinie in völliger Sicherheit ankern können.‹ Phillip nannte die Bucht Sydney Cove zu Ehren von Lord Sydney und gründete dort die erste Siedlung. Der Name Sydney ist bis heute haften geblieben.

#### DAS URSPRÜNGLICHE LEBEN IN AUSTRALIEN

Australien, bekannt für sein bestaunenswertes Beuteltier, das Känguruh, und den kuschligen Koala, der hoch oben in den Wipfeln der reichlich vorhandenen Eukalyptusbäume zu Hause ist, kann wirklich als einzigartiges Land beschrieben werden. Ebenso einzigartig sind die ursprünglichen Siedler – die Aborigines. Die Bezeichnung ›Aborigines‹ stammt von dem lateinischen Ausdruck *ab origine*, ›von Anfang an‹, und wird auf die Ureinwohner Australiens angewandt. 1991 ergab eine Volkszählung, daß es unter der fast 17 Millionen zählenden Bevölkerung Australiens höchstens noch 230 000 Aborigines gibt.

Das Blut der Rose von Australien ist weiß.

LUDWIG: Nicht schwarz?

PAUL: Die Rose vermehrt die Heimat im Grab.

LUDWIG: Ach so. Wie wär's mit einer neuen Freundin?

PAUL: Einer Freundin mit schwarzen Brüsten?

LUDWIG: Aus Australien.

PAUL: Ja.

LUDWIG: Aber du lebst doch noch, oder?

PAUL: Was?

LUDWIG: Ach, nichts für dich.

PAUL: Hast du schon einmal eine Buschfrau ins Gebüsch gelockt?

LUDWIG: Ja, im Gitterkäfig.

PAUL: Hat sie russisch gesprochen?

LUDWIG: Weiß ich nicht.

PAUL: Australien ist die ganze Welt für mich.

LUDWIG: Ich glaube es dir. Paß nur auf, daß du die Füße nicht unter dem Boden verlierst.

PAUL: Ach, schwer ist es, die Träume zu befördern, von hier nach dort, vielleicht in das Erdinnere.

LUDWIG: Schön ist es nur am Ende der Atmosphäre. Davonfliegen, weiter hinaus.

PAUL: In uns die Hölle der Engel.

LUDWIG: Au, Au, Au.

PAUL: Australien.



Paul und Ludwig auf Reisen in Australien

LUDWIG: Hast du die Ansichtspostkarten schon abgeschickt?

PAUL: Aber ja! Was willst du noch wissen?

LUDWIG: Wie oft fährst du in den Urlaub?

PAUL: Dann und wann.

LUDWIG: Bringst du mich heim?

PAUL: Wo heim?

LUDWIG: Mich zu mir.

PAUL: Geh zum Teufel. Zeit wirds, daß es dir gutgeht.

LUDWIG: Ein australischer Witz?

PAUL: Lieber Ludwig, du stellst dir Australien als Wildnis vor. Du denkst, hier spricht das Fleisch und sonst nichts, hier singt das Blut, blitzen die Tränen. Du bist schön.

LUDWIG: Ich?

PAUL: Schön dumm und hirnverbrannt.

LUDWIG: Die Sonne von Australien.

PAUL: Es geht ein Wind, und der ist mild.

LUDWIG: Es riecht vermodert.

PAUL: Nach Rosenwasser.

LUDWIG: Altkleidersammlung.

PAUL: Eigentlich ein scharfer Nordwest.

LUDWIG: Im Moment ist alles ein wenig fern, als wären wir im Orient.

PAUL: Komm, komm, wir sind hier nicht in einem Film!

LUDWIG: Aber ich habe viele Träume. Dieser Traum des Fliegens, ich höre leichte Töne.

PAUL: Es weht heute so rötlich.

LUDWIG: Man möchte glauben, der Luft seien Flügelchen gewachsen.

PAUL: Du rauchst?

LUDWIG: Nur im Urlaub. Da rauchst du ja auch.

PAUL: Aber nicht nur ich, die Stadt, auch das Land, und sogar der Erdteil.

LUDWIG: Was du nicht sagst.

PAUL: In meiner Kindheit hörte ich das Wort ›Australien‹ nie, ohne daß ich an Zigarettenrauch denken mußte.

LUDWIG: Das erinnert mich an die phantastische Heimatlosigkeit meiner ersten fünf Lebensjahre.

PAUL: Wie das?

LUDWIG: Mein Vater war Heizer in der transkolumbianischen Eisenbahn.

PAUL: Nomade?

LUDWIG: Eins zu null für dich.

PAUL: Wohin würdest du gern gehen?

LUDWIG: Nach Afrika.

PAUL: Ich war schon in Äthiopien, was ein Euphemismus für Bordell ist. Ich konnte gerade noch einem tollwütigen Hund entkommen.

LUDWIG: Das ist ein Land für Nomaden.

PAUL: Wuschelköpfe, Spurenleser.

LUDWIG: Gazellen, Schakale, Füchse.

PAUL: Frauen.

LUDWIG: Gestern nachts hörte ich das Husten einer Känguruhdame in der Nähe.

PAUL: Eine Reise ist ein Stück der Hölle.

LUDWIG: Was haben wir denn da?

PAUL: Eine Honigameise.

LUDWIG: Ich glaube, die Honigameise ist ein Totem bei den Aborigines.

PAUL: Ich finde sie wunderschön. Ist das eine Art normale Ameise, eine Art Termite?

LUDWIG: Honigameisen sind etwas ganz Besonderes. Honigameisen ernähren sich vom Mulgasaft. Der Mulga ist ein

WIE FORSCHUNGEN des National Acoustic Laboratory in Australien ergaben, kann bereits die normale Verwendung von Kopfhörern latente Hörschäden verursachen.

VOR VIELEN Jahren importierte Australien Kamele für die Errichtung eines Telegrafennetzes und für den Bau der Eisenbahn im rauen Landesinnern.

DIE BEZEICHNUNG ›Aborigines‹ wird keineswegs im abwertenden Sinn gebraucht.

Baum in der Wüste. Den Ameisen wachsen Honigbeutel auf ihrem Hinterteil. Sie sehen aus wie helle Plastikblasen.

PAUL: Tatsächlich. Ich habe sie schon einmal gegessen. Köstlich!

LUDWIG: Nein, nein. Man kann getötet werden, wenn man eine Honigameise ißt!

PAUL: Das bringt mich jetzt echt ganz durcheinander. Komm, wir nehmen einen Drink.

LUDWIG: Magst du Rußland?

PAUL: Die Russen sind ein wunderbares Volk.

LUDWIG: Das weiß ich. Aber warum?

PAUL: Schwer zu sagen, aber ich denke gern an Rußland als ein Land der Wunder. Gerade wenn man das Schlimmste befürchtet, geschieht das Wunderbare.

LUDWIG: Zum Beispiel?

PAUL: Kleine Dinge meistens. Die Bescheidenheit in Rußland ist grenzenlos.

LUDWIG: Das glaub ich dir.

PAUL: Aber wie ich dir gestern schon im Pub sagte, sind die Zeiten für ethnologische Forschungen vorüber.

LUDWIG: Ja, die Buschmänner haben es gründlich satt, wie Tiere im Zoo beschnüffelt zu werden. Sie haben dem ein Ende gemacht.

PAUL: Bald darf man keine Buschfrau mehr anrühren, ohne sie zuvor um Erlaubnis zu bitten.

LUDWIG: Arme Frauen.

PAUL: Na dann, gute Nacht.

LUDWIG: Du?

PAUL: Was willst du denn noch?

LUDWIG: Nichts. (Pause)  
Die Reise nach Alice Springs war ein Fehler.

PAUL: Typisch Autodidakt, ein deutscher Idealist auf Kriegsfuß mit den Idealen Australiens.

LUDWIG: Was soll ich hier?

PAUL: Das übliche Chaos.



Von den Subjekten und den beiden kollektiven Praxen aus gesehen ist diese Argumentation natürlich nicht konsistent, eine derartige Arbeitsteilung entspricht weder den gängigen Künstlerreligionen noch dem maoistischen Gebot der radikalen Selbstkritik. Die Aufspaltung in Hand- und Kopfarbeit, in das Schmutzig-machen im politisch-sozialen Feld einerseits und in die Reinheit der als geschlossen simulierten Mimesismaschine andererseits scheint die emanzipatorischen Anteile der Produktion zu untergraben.

Solche Argumentation verweilt jedoch auf der Subjektebene. Um den Gedankengang des Service-Service, der ausgelagerten Reflexionsdienstleistung für die Organisationsdienstleistung produktiv zu machen, muss er schon auf der Metaebene des Kunstfelds gedacht werden: Wenn eine Kunstpraxis aufgrund ihrer Methode der Instrumentalisierung und der politischen Effektivierung von (auch) neoliberalen Methoden notwendigerweise Kritizismen ausgesetzt ist, darf ein anderer Systemteil diese Flanke schützen. Oder wenigstens die impliziten Mankos auszugleichen versuchen. Der von WochenKlausur in die Welt invertierte künstlerische Elfenbeinturm<sup>11</sup> wird von Deutschbauer/Spring also wieder nach außen gestülpt, und in was für ein Außen! Während WochenKlausur in der Tradition der Prozeßkunst Wert darauf legen, keine Objekte zurückzulassen und damit oberflächlich gesehen wenig kunstmarktrelevant<sup>12</sup> sind, versetzen Deutschbauer/Spring ihre Nachahmung mitten in die zentrale Institution des Kunstmarkts, die kommerzielle Galerie. Die schlägt natürlich gerne zu. Wo sie das ›Original‹ nicht einzuverleiben in der Lage ist, wird der ins Werk gesetzte Kommentar eingekauft. Fragt sich nur, ob das auch nur einigermaßen widerspruchsfrei gelingt; ob die Kunden nicht doch auf das ›Original‹ bestehen oder, da sie es nicht bekommen können, die mimetische Dienstleistung als willkommene Fundamentalkritik am – unerreichbaren – ›Original‹ missverstehen? Also doch wieder als Antithese statt als erneuernde Wiederholung? Mit dem unverständigen Siegesgeschrei der ›Formalisten‹ über die ›Inhaltisten‹ statt mit dem Jubel derer, die die komplementäre Qualität der Differenz in der Wiederholung erkennen?

Aber: ›Die Wiederholung ist in jeder Hinsicht Überschreitung.‹<sup>13</sup> Deleuze absichtlich missverstehend, verstehe ich hier Überschreitung als eine Regelverletzung, und die passiert in gewisser Weise auch Julius Deutschbauer und Gerhard Spring: Was Projektkunst im allgemeinen, WochenKlausur im besonderen jenseits veränderter Produktionsapparate nämlich dann doch an – von den Mimetikern aufgesaugtem – Material hinterlassen, sind Texte, da und dort Videos, oder vielleicht auch mal ein Bild. Aber diese Quellen sind ähnlich Sekundärmaterial wie die Autobiographie eines Malers; die mimetische Praxis von Deutschbauer/Spring beschränkt sich also bei der Wiederaufnahme derartiger Dokumentationsfragmente im wesentlichen auf eine Verarbeitung von Outputs zweiten Grades. Während das sprachliche Material im Falle des Morak-Projekts wie auch in der ›Sprache der Behinderung‹ noch als primäres Material zu verstehen ist, steht der Diskurs über und zu WochenKlausur, selbst ihre Selbstdarstellung, wie oben vorausgesetzt, nicht im Einklang, viel eher im Gegensatz zur Strategie ihrer Interventionen. Die konsistente Fassung einer nachahmenden Wiederholung, die als selektives Sein des Werdens<sup>14</sup> eine Differenz zu WochenKlausur setzt, sollte nicht bloß deren im Kunstfeld oder woauchimmer zurückgelassenes Material ironisch verarbeiten, sondern gerade die erfolgreiche Praxis der Formveränderung in die Mimesismaschine einspeisen. Ansonsten läuft die Wiederholung, ähnlich wie die AktivistInnen von WochenKlausur, Gefahr, vor lauter Inhaltismus die Vorzüge des jeweiligen Modells im formalen Bereich zu vernachlässigen.

Was beide Projektansätze, den Interventionismus und das Reflexionsservice jedenfalls im positiven und zugleich paradox annähert, ist die Vermeidung des Hauptproblems partizipatorischer Kunstprojekte, nämlich des prekären Umgangs mit der jeweiligen Zielgruppe<sup>15</sup>: Während Wochen-Klausur im wesentlichen nur Vorschläge zu Formveränderungen unterbreiten, nicht Systeme der Repräsentation und Identität produzieren oder unterstützen, ihre Zielgruppe also nicht in eine stillgelegte Identität zwingen oder patriarchalisch Inhalte über sie stülpen, liegt im Fall der pseudo-partizipatorischen Servicekunst von Deutschbauer/Spring überhaupt keine Zielgruppe mehr vor, es sei denn die Zielgruppe der RezipientInnen ihrer Ausstellung. Und wer wollte die auch schon verändern?

- 
- 1 Was keinesfalls mit einer halbwegs abgesicherten Stellung im marginalen Kunstfeld Österreichs verwechselt werden sollte: Vor allem, was die Frage der Subsistenz der beteiligten KünstlerInnen betrifft, wirkt das implizite Ziel jeder Prozeßkunst hier wie auch anderswo kontraproduktiv: der Verzicht auf Objekte, sowie die prekär werdenden Verhältnisse staatlicher Finanzierung erschweren die Existenzabsicherung der beteiligten KünstlerInnen.
  - 2 vgl. Walter Benjamin, Der Autor als Produzent, in: ders.: Gesammelte Schriften, II 2, FfM: Suhrkamp 1991, S.683-701, sowie Gerald Raunig, Großeltern der Interventionskunst, oder Intervention in die Form. Rewriting Walter Benjamin's ›Der Autor als Produzent‹, in: Context XXI, 3/2001, S.4-6
  - 3 vgl. Pascale Jeannée, Katharina Lenz, WochenKlausur. Kunst und konkrete Intervention, in: Gerald Raunig (Hg.), Kunsteingriffe. Möglichkeiten politischer Kulturarbeit, IG Kultur Österreich, Wien 1998, S.168-181; Wolfgang Zinggl (Hg.), WochenKlausur. Gesellschaftspolitischer Aktivismus in der Kunst, Wien: Springer 2001
  - 4 In diesem Zusammenhang geht es WochenKlausur weniger um Grenzüberschreitungen ins politische oder soziale Feld als um die planmäßige kunstfeldimmanente Veränderung des Kunstbegriffs. Vgl. Wolfgang Zinggl, Chancen eines veränderten Kunstbegriffs, in: Kulturrisse jul. 97, S.8f., sowie Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, vor allem S.103-106
  - 5 das Schema für die diesbezügliche Kritik lieferten Alice Creischer/Andreas Siekmann, Reformmodelle, in: springer III 2, S.17-23
  - 6 vgl. auch Gerald Raunig, ›Künstler in die Kolchosen!‹ WochenKlausur als Update eines sowjetischen Experiments der späten 20er Jahre, in: Kulturrisse aug. 99, S.10f.
  - 7 frei nach der etwas pathetisch geratenen Devise Deleuze: ›Aus der Wiederholung selbst etwas Neues machen; sie an eine Prüfung, an eine Selektion, an eine selektive Prüfung knüpfen; und sie als höchsten Gegenstand des Willens und der Freiheit darstellen‹, vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.20f.
  - 8 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Morak u.v.a., Wien: Selene 2001
  - 9 hier vor allem Ganahls Ausstellung ›Sprache der Emigration‹, die etwas naiv mit der eigenen Betroffenheit und vor allem der der interviewten ›Betroffenen‹, jüdischen EmigrantInnen verfährt.
  - 10 vgl. Julius Deutschbauer/Gerhard Spring, Die Sprache der Behinderung, Paris: Onestar Press 2001
  - 11 Ein Bild, das ich Hito Steyerl verdanke und die wiederum Kafka; vgl. Gerald Raunig, Charon. Eine Ästhetik der Grenzüberschreitung, Wien: Passagen 1999, S.14: ›Der Name WochenKlausur spielt zwar noch mit einer essentiellen Ingredienz der Genieästhetik, der hermetischen Selbstabgrenzung, die Praxis des KünstlerInnenkollektivs erweist sich jedoch genau konträr: In der konzentrierten Situation des zeitlich und inhaltlich beschränkten Projekts wird das Klischee des autonomen Künstlers und seiner Klausur aufgehoben: Es entsteht ein invertierter Elfenbeinturm, ein Raum, der sich in die Welt tief hineinbohrt, in die Widersprüchlichkeiten, Verästelungen und Verstrickungen von kleinen ›Einheiten‹, die an unendlich viele unterirdische Stränge und Systeme angeschlossen sind.‹
  - 12 Ihr Kapital im Kunstfeld beschränkt sich weitgehend auf das symbolische.
  - 13 Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.17
  - 14 vgl. Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung, München: Fink 21997, S.370
  - 15 vgl. Stella Rollig, Das wahre Leben, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.12-27; Christian Kravagna, Arbeit an der Gemeinschaft, in: Marius Babias/Achim Könneke, Die Kunst des Öffentlichen, Dresden: Verlag der Kunst 1998, S.28-47; Gerald Raunig, *Spacing the Lines*. Konflikt statt Harmonie. Differenz statt Identität. Struktur statt Hilfe, in: Eva Sturm/Stella Rollig (Hg.), Dürfen die das? Kunst als sozialer Raum, Wien: Turia+Kant 2001